

## Der Begriff der Grenze – ein psychologischer „Bilderbogen“

Arist v. Schlippe

### Zusammenfassung

*Der Begriff Grenze war in den Anfangszeiten der Systemischen Therapie, etwa bei Minuchin, ganz zentral: die Frage, wie die Grenzen innerhalb der Familie aussehen, war der Ausgangspunkt für viele Interventionen, vor allem der strukturellen Familientherapie: Wer darf wem was sagen, was gehört auf die Ebene des elterlichen, was auf die des geschwisterlichen Subsystems? Ausgehend von diesen frühen Überlegungen wird in diesem Text danach gesucht, was Grenzen eigentlich sind. Weil es sich ja nicht um materielle Grenzen handelt, die man sehen kann, sondern um sinnhaft gesetzte Unterscheidungen als Markierungen sozialer Systeme (die man ebenfalls nicht „sehen“ kann), kommt man hier schnell in den Bereich erkenntnistheoretischer Überlegungen.*

### Eine ganz persönliche Vorgeschichte

*Es war vor einigen Jahren, unser jüngster Sohn hatte sein Abitur gemacht, meine Frau und ich waren auf dem großen Abschlussball der Schule, ein schönes und unbeschwertes Fest. Wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, wurde Musik gespielt, die eher zum Tanzen für die junge Generation geeignet ist. So stand ich immer wieder am Rand der Tanzfläche und sah den glücklichen jungen Leuten zu, die ausgelassen zusammen tanzten. Da sah ich auch meinen Sohn, lachend, in der Mitte eines Kreises von Freundinnen und Freunden, die sich miteinander zur Musik drehten und nichts anderes im Kopf hatten, da bin ich sicher, als einfach zu feiern. Plötzlich kam der Gedanke wieder, der mich seit so vielen Jahren begleitet: „Siehst du, und als dein Vater so alt war wie dieser Junge, ja, noch etwas jünger sogar, lag er schon mit drei Schüssen im Kopf im eiskalten Winter in Polen und wäre fast gestorben...“ Mir kamen die Tränen und ich geriet in einen inneren Zustand von Schwere und Traurigkeit, nur zu gut bekannt. Da hörte ich plötzlich in mir eine andere, eine neue und sehr klare Stimme in mir: „Arist! Der Krieg ist vorbei! Das, was dein Sohn da tut, ist sein Leben! Vermische nicht dein Leben und auch nicht das deines Sohnes mit dem deines Vaters!“ Die Stimme tat mir gut und ich stimmte und stimme ihr zu. Das, was vor Jahrzehnten geschah, hat seinen Ort dort. Ich will wissen, dass es diesen Ort gibt, ich will ihn klar sehen können, aber ich will ihm nicht erlauben, mein Leben trübe zu machen. Es war ein inneres Versprechen, das ich mir in dem Moment gab. Ich werde nicht mehr zulassen, dass all die Schwere und Traurigkeit, die es in meiner Familie gab und die nicht in die Gegenwart gehört, das*

*Heute vergiftet. Es ist offenbar nicht so leicht, eine innere Grenze zu den Geschehnissen des Krieges zu finden, auch nicht in der zweiten, vielleicht ja dann in der dritten Generation (leicht geändert aus v. Schlippe, 2011, S. 25).*

### 1. Was ist eigentlich eine Grenze?

Die Frage kommt auf den ersten Blick komisch daher. Wissen wir doch alle, meist schon aus früher Kinderzeit, was es heißt, an eine Grenze zu kommen, das Auto fährt langsamer, ein Zollhäuschen kommt in Sicht, man muss Ausweise vorzeigen oder, krasser, etwa an der alten Zonengrenze wurde das Auto durchsucht. Ich erinnere mich noch an die Fahrt mit meinen Eltern zum polnischen Lebensretter meines Vaters. An der Grenze zu Polen wurden wir vom DDR-Zollbeamten gefragt: „Führen Sie Waffen, Drogen, Spionageartikel mit sich?“ Wir verneinten wahrheitsgemäß und wurden durchgewinkt. Den teuren PAL/SECAM-Fernseher für unsere polnischen Freunde, für den wir erwartet hatten, Zollabgabe entrichten zu müssen (damals etwa noch einmal in der Höhe des Kaufpreises), bekamen wir so „durch“ – es war den Zöllnern offenbar wichtiger, uns mit der Frage zu beschämen als zu wissen, ob wir zu verzollende Ware bei uns führten (die Frage: „Haben Sie etwas zu verzollen?“ hätten wir natürlich bejahen müssen).

Eine Grenze, das ist also eine Einrichtung, über die man geht, unter Bedingungen, manchmal ist es nur eine unsichtbare Markierung und man merkt erst ein paar hundert Meter später, dass die Verkehrsschilder anders aussehen, manchmal ist es eine unüberwindliche Mauer. Man kann Glück haben und leicht durchkommen, oder Pech und es zieht sich endlos hin. Manchmal wird man auch beim Versuch, die Grenze zu übertreten, verhaftet oder gar getötet. Und nicht zuletzt werden Grenzen auch aggressiv und gewaltsam durchbrochen, im Angriffskrieg etwa, *alea iacta est*, der Rubikon ist überschritten, der Schlagbaum zerbrochen. Zum Glück geschieht all dies heute selten. Aber die potenzielle Bedrohung ist omnipräsent.

Grenzen kennen wir also am ehesten als räumlichen Begriff und zwar im weitesten Sinn: ein Unterschied wird gemacht zwischen „hier“ und „dort“. Ein Terrain wird abgesteckt, das eines Landes etwa, aber auch der Gartenzaun markiert eine Grenze, die einer Familie, und auch wenn heute niemand mehr mit der Waffe in der Hand sein Terrain verteidigt, wie es im Wilden Westen erforderlich war, man respektiert diese Grenze, klingelt an der Gartenpforte und hofft, nicht vom Haushund angefallen zu werden – wir wissen ja, wie gefährlich es für Grenzgänger werden kann, für Briefträger etwa. Und wir wissen, dass es Grenzen in anderer Form, aber ähnlich markant, im Tierreich gibt. Der Gesang der Vögel verfolgt bekanntlich auch nicht das vordringliche Ziel, uns zu erheitern, sondern ein Revier zu markieren. Andere Tiere markieren ihre Reviere durch Geruchsstoffe oder durch Gebell. Offensichtlich sind Grenzen als räumliche Marker universell, wo immer es Leben gibt.

Doch diese Markierung zwischen „hier und dort“ ist nur eine Form, wie wir den Grenz-begriff nutzen. Wir kennen etwa auch zeitliche Grenzen, die Pausenklingel unterscheidet in ein Jetzt und ein Später, der Wecker trennt Schlaf und Wachsein, der Terminkalender besteht aus lauter kleinen Grenzen. Die menschliche Entwicklung ist voll von Grenzen, genauso der Lebenszyklus der Familie (Schneewind, 2012). Geburt und Tod etwa sind existenzielle, nicht hinterfragbare Grenzen. Interessanterweise bietet die Gesellschaft genau für die Grenzübergänge im Leben Rituale an, von der Einschulung über Konfirmation und Hochzeit bis zur Beerdigung begleiten wir Menschen einander beim Überschreiten solcher Arten von Grenzen.

Und in unserem Alltagsleben verwenden wir Formulierungen, die auf viele unterschiedliche Arten von Grenzen verweisen:

- Jetzt reicht's! Jetzt hat er die Grenze überschritten!
- Das war die Grenze des Erträglichen.
- Das Nahtoderlebnis war für ihn eine Grenzerfahrung, die sein Leben veränderte.
- Klar, dass er einen Burnout bekommt, der konnte sich ja noch nie richtig abgrenzen.
- Du musst ihm mehr Grenzen setzen, der wird ja ein richtiger kleiner Tyrann!
- Das ist jenseits der Schamgrenze, Schmerzgrenze, Belastungsgrenze – oder aber auch Schallgrenze und Geschwindigkeitsgrenze. Von der Obergrenze der Flüchtlinge ganz zu schweigen ...

Ganz offenbar haben wir einen komplexen und schillernden Begriff vor uns. Allen Begriffsverwendungen gemein ist, dass die Grenze eine Markierung darstellt, die etwas von etwas anderem unterscheidet, sei es physisch als harte Grenze des Gartenzauns oder als Sinn-grenze, also psychologisch. Dies können wir als allgemeinste Definition von Grenze akzeptieren.

### 2. Grenze als erkenntnistheoretischer Begriff

Gerade die letztgenannten Formen der Grenze führen uns in interessante Themen hinein. Denn sie sind ja keine materiellen Grenzen, sie sind nicht sichtbar, sondern sie sind sinnhaft gesetzte Unterscheidungen. Unversehens stoßen wir damit auf Fragen danach, wie diese Unterscheidungen eigentlich getroffen werden – und damit kommen wir zu Kernfragen des menschlichen Bewusstseins, das sich unter dieser Perspektive als ein ständiges Unterscheiden zeigt.

Denn das Treffen von Unterscheidungen ist ja noch elementarer als nur etwa das Erreichen einer Schmerzgrenze. Es geht letztlich darum, dass jede Form von Erkennen voraussetzt, dass etwas von etwas anderem abgegrenzt wird. In seinem Buch „Laws of form“ nennt der

Erkenntnistheoretiker George Spencer-Brown die Aktivität „draw a distinction“, also „triff eine Unterscheidung, ziehe eine Grenze“ als elementare Aktivität alles Lebendigen (Spencer-Brown, 1994). Nicht zufällig mag das an den Beginn der Bibel erinnern, bereits in der Vorstellung der Alten beginnt die Welt mit einem Akt der Unterscheidung, ohne diese ist alles „wüst und leer“.

Wahrnehmen und Erkennen sind nur möglich durch das Treffen von Unterscheidungen. Wo nicht unterschieden wird, wo nicht etwas von etwas anderem abgegrenzt wird, wo keine „Figur-Hintergrundrelation“ erzeugt wird, wird auch nicht wahrgenommen. Wir wissen das beispielsweise von von Geburt an blinden Menschen, denen später durch eine Operation ihr Augenlicht wiedergegeben wurde. Da sie keine Schemata entwickelt haben, ihre Augen zum Erzeugen von Unterschieden, zum Bilden von Grenzen zu nutzen, fällt es ihnen sehr schwer, wieder sehen zu lernen.

„S.B., 52 Jahre alt, von Geburt an retinal blind, hatte nach kornealer Transplantation sein Sehvermögen wiedererlangt. Kurz danach wollte er aus dem 4ten Stock nach fahrenden Autos greifen und fiel dabei um ein Haar aus dem Fenster des Krankenhauses. Er konnte keine Tiefe wahrnehmen!“<sup>1</sup>

Psychische und soziale Systeme definieren sich Spencer-Brown zufolge über Unterscheidungen, für Niklas Luhmann ist ein System die Differenz von Umwelt und System, also genau die Grenze, das „System ist Differenz“ (Luhmann, 1984). In unserer sozialen Welt wird diese Grenze hinsichtlich spezifischer Kriterien gezogen. Eine Familie definiert sich über das Kriterium „Blutsverwandtschaft“ und markiert so „innen“ und „außen“. Das klingt einfacher, als es ist, ich weiß von meiner Arbeit mit Unternehmerfamilien, wie schwierig und dramatisch oft die Spannung zwischen der in alten Gesellschafterverträgen gesetzten Regel: „nur eheliche, leibliche Abkömmlinge des Gründers können Gesellschafter werden“ und die Anforderungen einer modernen liberalen Gesellschaft an die Anerkennung einer Vielzahl von Lebensformen diskutiert wird: akzeptieren wir auch adoptierte Kinder, und wenn ja bis zu welchem Lebensjahr, akzeptieren wir Lebenspartnerschaften ohne Trauschein usw. (v. Schlippe et al., 2017).

Hierzu ein schönes Zitat aus einer Studie von uns, das zeigt, wie schwer es Unternehmerfamilien haben, harte Grenzen zugleich weich zu handhaben: „Wir definieren Familie als Blutsverwandte erst mal als Oberbegriff. Bei uns ist das dann auch zwangsläufig so, dass, wenn Sie blutsverwandt sind, Sie auch Gesellschafter werden können. Jetzt gibt es, was auch richtig und notwendig ist, natürlich eine ganze Reihe von Sonderthemen, die Sie regeln müs-

1) [https://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/allg\\_neuro/studium/sem08\\_2.pdf](https://www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/allg_neuro/studium/sem08_2.pdf)

sen. Das ist zum Beispiel die Frage, wie gehen wir mit adoptierten Personen um. Das ist dann also eine Frage der Regelung. Wir haben eben geregelt, dass, wo Kinder adoptiert werden, diese wie Blutsverwandte angesehen werden. Aber unsere Oberregel ist: Familie ist Blutsverwandtschaft, und nur Blutsverwandtschaft kann Gesellschafter werden. Das gilt auch für Ehepartner. Also der Ehepartner, der ja nicht blutsverwandt ist, der Ehepartner ist Teil der Familie. Aber wir grenzen die Partner nicht aus, sondern sie sind Teil der Familie und können deswegen eben auch Gesellschafter werden“ (v. Schlippe et al., 2017, S. 123f.).

Eine Schulklasse dürfen nur eingetragene Schüler besuchen, die Friseurinnung lässt nur ausgebildete Friseure zu. Und ein Rotary-Club nimmt wieder andere Kriterien für „innen“ und „außen“, aber die Grenzen sind klar und fest. Keiner kann sich einfach so in ein Meeting setzen, der nicht entweder eine Nadel trägt oder glaubhaft Mitgliedschaft nachweist. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

In all diesen Strukturen haben wir es mit Sinnengrenzen zu tun. Genau genommen sind auch die meisten geografischen Grenzen Sinnengrenzen, auch wenn man sich manchmal natürlicher Grenzen wie Flüssen oder Gebirgsketten bedient.

### 3. Sinnengrenzen

Nun sind wir wirklich mitten in psychologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Diskursen. Sinnengrenzen sind offenbar keine feststehenden Dinge, sie werden von Beobachtern gezogen, sie markieren Gemeinschaften und sie lassen sich auch als psychologische Qualitäten verstehen und verorten.

So ist der Begriff der Identität nur denkbar, indem etwas, eine Erfahrung eines „Ich“ von etwas anderem, einem „Nicht-Ich“ abgegrenzt wird, eine elementare Operation im Sinne Spencer-Browns. Genau diese Differenzierung wird in der Tiefenpsychologie als grundlegend beschrieben: je nachdem, wie im Entwicklungsverlauf des Kindes die Ich-Nicht-Ich-Differenzierung gelingt, wird individuelle Identität ausgebildet, entsteht ein Selbstkonzept und ein entsprechendes Selbst-Bewusstsein. Wenn diese Differenzierung nur schwach ausgeprägt ist, können die Ich-Grenzen immer wieder verschwimmen. In der Psychose weiß der Patient dann nicht genau, ob die Stimmen, die er hört, von innen oder von außen kommen, die Ich-Grenzen lösen sich in der fluiden Psychose auf. Bei Zwangsstörungen oder im Autismus sucht das Ich, das sich seiner Grenzen nicht sicher ist, nach der Stabilität im Außen, Veränderung ist bedrohlich, die Grenzen müssen starr markiert werden.

Zugleich wissen wir alle, wie schön auf der anderen Seite ein Zustand der sog. „Konfluenz“ sein kann, etwa im sog. Flow-Erlebnis bei einer Tätigkeit, mit der man ganz verschmilzt –

der Begriff wurde von dem ungarisch-amerikanischen Autor Csikszentmihalyi geprägt (Csikszentmihalyi, 2018), für ihn ist das der Zustand des Glücks: in einer Aufgabe völlig aufgehen und sich selbst vergessen, auch im Tanz oder in der Sexualität erleben wir diese Flow-Zustände der beglückenden Selbstvergessenheit. Grenzüberschreitung kann sehr lustvoll sein – man muss allerdings den Rückweg kennen.

Doch auch das ist nur eine Weise, eine Grenze zu ziehen, zu beschreiben. Das folgende Zitat führt uns in unserem Bilderbogen zu wieder ganz anderen Qualitäten von Grenzen. Es verweist darauf, dass der Augenschein, eine Grenze völlig selbstverständlich um die von Haut umschlossene Einheit Mensch zu ziehen, nicht die einzige Möglichkeit ist, Grenzen zu ziehen: „Das seelisch-geistige Leben des Individuums ist nicht ausschließlich ein interner Vorgang“ (Minuchin, 1977, S. 22). Systeme können nämlich sehr unterschiedlich im Blick auf ihre Grenzen betrachtet werden:

„Stellen Sie sich vor, ich sei blind und ich benutzte einen Stock. Ich mache tap, tap, tap. Wo fange ich an? Ist mein geistiges System an dem Griff des Stockes zu Ende? Ist es durch meine Haut abgegrenzt? Fängt es in der Mitte des Stockes an? Oder beginnt es an der Spitze des Stockes? Aber das sind alles unsinnige Fragen. Der Stock ist ein Weg, auf dem Umwandlungen von Unterschieden übertragen werden. Die richtige Weise, ein System abzugrenzen, besteht darin, die Grenzlinie so zu ziehen, daß man keinen dieser Wege in einer Weise durchschneidet, die die Dinge unerklärbar macht. Wenn das, was man zu erklären versucht, ein gegebenes Stück Verhalten ist, etwa die Fortbewegung eines Blinden, dann wird man hierfür die Straße, den Stock und den Mann benötigen, die Straße, den Stock und so weiter, immer wieder im Kreis herum. Wenn sich der Blinde aber hinsetzt, um zu essen, werden sein Stock und dessen Nachrichten nicht mehr relevant sein – sofern es das Essen ist, was man verstehen möchte“ (Bateson, 1981, S. 590).

#### 4. Die Doppelfunktion der Grenze

Eine Grenze markiert Bereiche, sie grenzt ab. Darauf haben wir uns bisher konzentriert. Es gibt aber noch eine weitere Funktion, Grenzen sind auch dynamisch, denn sie ermöglichen auch Kontakt. Wenn wir im Psychologischen bleiben: nur zu einem Wesen mit einer abgegrenzten Identität kann ich eine Beziehung haben. Bezogenheit braucht Abgrenzung. Grenze ist immer auf beides hin ausgerichtet. Darum wird es an den Grenzen auch immer interessant und spannend. Wie wird die Doppelfunktion von Grenzen gehandhabt, wie viel Kontakt ist möglich, wie weit kann man gehen, wie viel Abgrenzung wird erfahren, wann kommt ein „nein“? Gerade bei kleinen Kindern kann man sehen, wie diese Erfahrung geübt wird. Sowohl das Ziehen eigener Grenzen: „Meine Wohnung, darfst nicht!“, sagten unsere und die Nachbarskinder im Haus immer mal wieder, wenn eines zum Spielen in die Woh-

nung der anderen wollte. Und bei einem Verbot wird ausgetestet, wie stark die Grenze ist: „Biiiiitte, noch fünf Minuten...“

Interessant ist es auch, sich kulturvergleichend anzuschauen, wie soziokulturelle Erwartungsstrukturen die Handhabung von Grenzen moderieren. So galten nach dem Krieg in England die Frauen bei den Amerikanern als „leicht zu kriegen“, umgekehrt wurden diese von den englischen Frauen als stürmische Draufgänger beschrieben. Es ließ sich zeigen, dass dies damit zu tun hatte, wie die typischen Abfolgen im „Grenzverkehr“ zwischen den Geschlechtern aussahen: für die Amerikaner kommt bei einem Date ein Kuss relativ früh. Ein schöner Abend wird daher recht häufig schon beim ersten Treffen mit einem Kuss beendet. Für die Engländer ist ein Kuss jedoch in der Dramaturgie der Beziehungsentwicklung relativ spät. Entsprechend schockiert reagierten also die Frauen auf das Ansinnen der Männer, sie nach dem ersten Abend bereits mit einem Kuss zu verabschieden, oha, ganz schöne Draufgänger! Für diese hatte der Kuss dagegen keine große Bedeutung, doch wenn eine englische Frau sich küssen ließ, war dies für sie fast gleichbedeutend mit einer Verlobung, d.h. sie war schnell auch zu mehr bereit, was die amerikanischen Boys dann durchaus überraschte.

#### 5. Grenzregulierung in der Familie

Wenn wir auf die Familie als das System schauen, in dem der engste gemeinschaftliche Lebensvollzug stattfindet, dann lassen sich dort viele unterschiedlichen Grenzen denken, die von Bedeutung sind (Cierpka, 1986), die Außengrenze der Familie etwa (selektiv mutistische Kinder etwa sprechen wohl zu Hause, nicht aber außerhalb der Familie) oder die Grenzen der Geschlechter, besondere Bedeutung aber dürfte die Generationsgrenze haben, denn sie grenzt das Elternpaar als Paar von den Kindern und diese von den Eltern ab. Beim sexuellen Missbrauch wird die Grenze ganz klar massiv und verbrecherisch übertreten, doch häufiger und schwerer zu erkennen sind die subtileren Verletzungen der Generationsgrenze, etwa wenn ein Elternteil mit einem Kind über die eheliche Beziehung spricht: „Mama versteht mich nicht mehr!“ oder „Im Suff ist euer Papa unerträglich!“ Punktuell passiert dies in jeder Familie. Problematisch wird es, wenn das Kind dauerhaft zum Vertrauten des Elternteils wird. Dann erlebt es ein süßes Gift, denn diese „Parentifizierung“ des Kindes wird als Aufwertung des Selbstwertgefühls erlebt, zugleich ist sie aber seelisch sehr belastend, das Gefühl von Verrat oder zumindest, dass da etwas nicht richtig ist, bleibt (Stierlin, 1980). Die Fantasie, dass eigentlich das Kind der bessere Partner wäre, bedeutet eine Verfehlung der Eltern-Kind-Beziehung und eine massive Bürde, belastet es doch die Beziehung zum anderen Elternteil schwer. Ähnliche Durchbrechungen der Generationsgrenzen gibt es mehrgenerational, nehmen wir die Szene, wo beim Besuch bei den Großeltern die Mutter dem Kind verbietet, ein weiteres Stück Kuchen zu essen. Wenn die Oma

dann hier dem Kind den Kuchen auf den Teller legt und sagt: „Komm, Kleiner, nimm ruhig, die Oma erlaubt es!“, kommt das Kind – sofern diese Interaktion chronisch wird – in eine verführerische Machtposition, aber um den Preis der Verschlechterung der Beziehung zur Mutter.

Auf der Basis dieser klinischen Beobachtungen wurden in der Familientheorie in den 1970er und -80er Jahren Formen der Umleitung eines elterlich-ehelichen Konflikts auf das Kind als potenziell pathogen beschrieben (Haley, 1980). Auch wenn wir heute vorsichtig damit sind, kindliche Pathologien in direkte kausale Verbindung zu familiären Vorgängen zu bringen, sind doch derartige Strukturen bis heute interessant, denn sie gehen auf jeden Fall mit psychischen Belastungen einher: die Umleitung des Konflikts kann die Form haben, dass ein Elternteil heimlich mit dem Kind verbündet ist, ein anderes im offenen Konflikt. Es kann auch sein, dass beide im offenen Konflikt mit dem Kind oder in der Fürsorge für das schwierige Kind verbunden sind, auf diese Weise aber vermeiden, einen Konflikt miteinander anzuschauen. In all diesen Fällen stellt sich die Frage, ob die gefundene Struktur überhaupt geändert werden darf, wenn die Eltern nicht bereit sind, sich miteinander auseinanderzusetzen.

In der Familientherapie geht es jedenfalls viel um Grenzen und um die Handhabung von Grenzen. Wir sprechen bei manchen Familien von sogenannten „too richly cross-joined systems“, wenn die Binnengrenzen nur schwach ausdifferenziert sind. Jede Angelegenheit eines Familienmitglieds wird sofort zu einer Angelegenheit des Gesamtsystems. So mögen in einer Familie alle Mitglieder in helle Aufregung geraten, weil ein Kind sich weigert, den Nachtisch zu essen („a sneeze sets off a flurry of handkerchief-offers“ heißt es bei Minuchin etwa). Hier sind die Binnengrenzen zu diffus. In derart eng gebundenen Familien kann es daher wichtig sein, kommunikative Verbindungen eher zu blockieren, statt sie zu fördern (Hoffman, 1975).

Umgekehrt lassen sich Familien finden, in denen die Binnengrenzen eher starr und undurchlässig sind, es gibt wenig Interesse aneinander, wenig Austausch. Hier merkt es u. U. keiner, wenn das Kind den ganzen Tag über noch nichts gegessen hat. Da wird man in der Therapie daran arbeiten, dass die Grenzen durchlässiger werden, dass mehr Kommunikationsverbindungen entstehen.

Diese Arbeit an den Grenzen ging in der frühen strukturellen Familientherapie durchaus mit starken Interventionen ab. Ich erinnere mich an eine Szene, in der der Gründer dieses Ansatzes, Salvador Minuchin (Minuchin, 1977), mit einer Familie sprach. Sie bestand aus der schwächlichen alleinerziehenden Mutter und drei Halbwüchsigen, alle größer als die Mutter. Besonders die 16-jährige Tochter tanzte der Mutter auf der Nase herum. Er ignorierte diese

kontinuierlich und sprach nur mit der Mutter – etwa indem er sie fragte: „How did you manage to create these monsters?“ Als die Tochter ansetzte, dazu etwas zu sagen, war seine schneidende Reaktion: „I don't talk with you because I don't like to talk with disrespectful people!“ Das war seine Form, die Position der Mutter als Mutter zu stärken und so die Generationsgrenze wiederherzustellen – nicht zur Nachahmung empfohlen.

In einer anderen Familie stellte er der Tochter eine Frage und die Mutter antwortete (ein sogenannter „soft indicator“ für eine diffuse Grenze). Seine Intervention: „Ah, du bist ein Bauchredner. Du brauchst gar keine eigene Stimme, das macht schon deine Mutter für dich!“ Eine konfrontative Intervention, die die Grenze zwischen beiden Personen betonte.

## 6. Schluss

Ich hatte ja einen Bilderbogen versprochen. Diesen könnten wir beliebig weiterführen. Offenbar sind Grenzen in praktisch allen Bereichen menschlichen Lebens potenziell bedeutsam. Wir haben beispielsweise noch nicht über Grenzen in unserem Rechtssystem gesprochen, wo sie klar markieren, welche Handlungen in gesellschaftlichen und privaten Lebensbereichen toleriert werden und welche nicht. Wir haben noch nicht über Grenzen im Kontext von Religion gesprochen, wo es um Bereiche geht, die jenseits menschlicher Erkenntnismöglichkeiten liegen, noch nicht die Grenzen überwindende Kraft von außersinnlicher Wahrnehmung oder von psychedelischen Drogen thematisiert, von apokalyptischen Szenarien ganz zu schweigen, wenn einmal die Grenzen des Gebrauchs von Atomwaffen überschritten werden sollten usw.

Ich wollte nur einmal ins Bewusstsein rufen, in welchem Maß der Begriff der Grenze präsent ist, im Kleinen, in unserem alltäglichen Leben und im Großen, in gesellschaftlichen Bezügen. Ohne Abgrenzung gibt es kein Erkennen, ohne Grenzen gibt es keinen Kontakt – und richtig spannend wird es immer erst an den Grenzen.

Ich schließe mit dem bereits erwähnten Satz von George Spencer Brown:  
„Draw a distinction!“

## Literatur

- Bateson, G. (1981). *Ökologie des Geistes*. Frankfurt: Suhrkamp.  
Cierpka, M. (1986). Zur Funktion der Grenze in Familien. *Familiendynamik*, 11, 307–324.  
Csikszentmihalyi, M. (2018). *Flow – das Geheimnis des Glücks* (4th ed.). Stuttgart: Klett-Cotta.  
Haley, J. (1980). Ansätze zu einer Theorie pathologischer Systeme. In: Watzlawick, P., Weakland, J. (Eds.), *Interaktion*. Bern: Huber, S. 61–84.

- Hoffman, L. (1975). „Enmeshment“ and the too richly cross-joined system. *Family Process*, 14, 457-468.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Minuchin, S. (1977). *Familien und Familientherapie*. Freiburg: Lambertus.
- Schlippe, A. v., Groth, T., Rösen, T. (2017). *Die beiden Seiten der Unternehmerfamilie. Familienstrategie über Generationen. Auf dem Weg zu einer Theorie der Unternehmerfamilie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schneewind, K. (2012). *Familienpsychologie – Brücken zwischen Forschung und Anwendung. Familiendynamik*, 37, 104-112.
- Spencer-Brown, G. (1994). *Laws of form*. Ashland/Ohio: Cognizer.
- Stierlin, H. (1980). *Eltern und Kinder. Das Drama von Versöhnung und Trennung im Jugendalter*. Frankfurt: Suhrkamp.

**Arist v. Schlippe**, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., Lehrtherapeut, lehrender Coach und Supervisor für Systemische Therapie/Familientherapie und Beratung (SG, Berlin). 2005 wurde er als ausgewiesener Familienpsychologe auf den Lehrstuhl „Führung und Dynamik von Familienunternehmen“ am Wittener Institut für Familienunternehmen (WIFU) an der Universität Witten/Herdecke berufen, dessen Akademischer Direktor er von 2007 bis 2017 war. Davor war er 23 Jahre im Fach Klinische Psychologie und Psychotherapie der Universität Osnabrück tätig.  
schlippe@uni-wh.de